

»Einer der besten
Thriller des Jahres.«

LEE CHILD

»Der neue Stern
am Krimi-Himmel.«

JAMES PATTERSON

»Meisterhaft.«

HARLAN COBEN

Thriller Suhrkamp

CRIMSON LAKE

CANDICE
FOX

Candice Fox
**CRIMSON
LAKE**

Thriller

Aus dem australischen Englisch von

Andrea O'Brien

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Crimson Lake
bei Bantam.
Published by Random House Australia Pty Ltd

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4810
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017
© 2017 by Candice Fox
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: photocosma / depositphotos

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von

Lisa Brewster, Blacksheep

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46810-4

PROLOG

Als ich die Gans fand, steckte ich in einer richtig düsteren Phase. Monatelang hatte ich nur in Gesellschaft meiner Pistole verbracht, und wenn man zu lange mit diesen Dingen zusammen ist, fangen die schon mal an, mit einem zu sprechen. Während ich in meinem leeren Haus herumgeisterte, folgte mir ihr schwarzes Waffenauge auf Schritt und Tritt, registrierte, dass ich die Umzugskartons im Flur immer noch nicht ausgepackt hatte, oder verurteilte mich, wenn ich trank. Eines Abends, ich hatte schon eine halbe Flasche Wild Turkey intus, fragte ich die Pistole, ob sie vielleicht eine bessere Lösung wisse, wenn sie sich schon für so verdammt schlau halte. Eine Waffe weiß immer eine Lösung – es ist stets dieselbe.

Am Abend zuvor war wieder ein Stein durchs Fenster geflogen, der dritte seit meiner Ankunft in Crimson Lake. Diesmal flickte ich das Loch jedoch nicht, sondern musterte es eine Weile und zog mich schließlich auf die rückwärtige Veranda zurück, wo ich die untergehende Sonne betrachtete, die rot über die Sümpfe flackerte und auf dem nassen Sand tanzte. Das Haus war eine Bruchbude, deshalb hatte ich es auch so billig bekommen. Bei der hinteren Veranda hatten sich die Vorbesitzer allerdings richtig Mühe gegeben. Dort standen eine breite Holzbank und stabile Stühle, und am Ende des Grundstücks gab es einen soliden Krokodilschutzzaun.

Zäune waren mir wohlvertraut. Ich war es gewohnt, die Welt durch Maschendraht zu betrachten.

Dort verbrachte ich also meine Nächte. Gelegentlich fragte ich mich, ob auch die Vorbesitzer sich hier verschanzt und die Berechenbarkeit der Abenddämmerung ebenso ge-

schätzt hatten wie ich. Die Schwüle. Das Crescendo der Insekten. Das bei schwindendem Licht einsetzende Bellen der Krokodile, die durch den nassen Sumpf glitten und mich auf der Veranda witterten.

Vorn lauerte die so genannte Bürgerwehr, hinten die Krokodile, und ich saß in der Klemme dazwischen. Fast wieder wie im Gefängnis, aber nicht so schlimm, weil irgendwie sicherer. Fluchtgedanken waren überflüssig, vor meiner Straftat gab's kein Entrinnen. Und die Pistole, die neben mir auf dem ausgedörrten, zerborstenen Holz lag, erinnerte mich daran, dass mir immer ein Hintertürchen offen stand. Gerade hatte ich der Waffe zustimmend zugewinkt und den letzten Schluck Bourbon runtergekippt, da hörte ich den Vogel am Zaun.

Zuerst hielt ich sie für einen Schwan. Sie gab Laute von sich, die ich noch nie von einem Vogel gehört hatte: eine Art keuchendes Kreischen, als hätte sie eine Rakete im Rachen. Als ich hügelab durchs hohe Gras hastete, kam sie mir völlig unerwartet auf der anderen Seite des Zauns entgegen und gab den Blick auf den versprengten Haufen graugelber Küken frei, die bei jedem Schritt um sie herumwirbelten und tollpatschig übereinanderpurzelten. Kaum stand sie vor mir, schien sich die Gänsedame ihrer Strategie auf einmal nicht mehr sicher, wich zischend zurück und flatterte wie wild mit einer weißen Schwinge.

»Meine Güte, du dumme Gans!«, rief ich.

Das tat ich oft, wenn ich betrunken war. Mit Dingen reden. Mit meiner Waffe. Mit Vögeln. Allerdings war sie wirklich total bescheuert, verwundet und fettgefressen an den Ufern der Sumpfgebiete von Cairns herumzuwatscheln, wo es vor Krokodilen nur so wimmelte. Mit einem raschen Blick übers Wasser öffnete ich das Gatter.

Das hatte ich noch nie getan. Als ich vor dreißig Tagen in

die Bruchbude gezogen war, hatte ich den Makler gefragt, wozu die Vorbesitzer ein Gatter gebraucht hatten. So etwas wäre höchstens von Nutzen gewesen, wenn sie ein Boot besaßen, aber danach sah es nicht aus. Im Wasser wartete nur der sichere Tod. Der Mann war mir die Antwort schuldig geblieben. Als ich zögernd hinaustrat, versanken meine nackten Füße im schlammigen Sand, und Luftblasen stiegen aus den Krebslöchern empor.

»Komm her!« Eine Hand am Gatter, winkte ich dem Vogel zu. Die Gans flatterte und kreischte. Ihr Nachwuchs versammelte sich rasch um sie, ein panischer Federhaufen. Wieder ließ ich den Blick übers Wasser schweifen, das sich hundertfach zu kräuseln schien. Unzählige schwarze Krokodilsaugen waren auf uns gerichtet. Die Sonne stand tief, jetzt war ihre Zeit. »Komm her, du bescheuertes Mistvieh.«

Ich holte tief Luft, dann stürzte ich los, grapschte ins Leere, hechtete erneut vor und erwischte sie schließlich irgendwo, sodass sie fast kopfüber zwischen meinen Fingern hing, ein Knäuel aus Knochen, Gliedmaßen, Krallen und Federn, und nach meiner Nase, meinem Ohr, meiner Augenbraue schnappte, bis ich blutete. Die Küken stoben auseinander, kamen wieder zusammen, ihr Glucksen und Kreischen wie eine kindliche Version der Laute ihrer Mutter. Ich wandte mich um und schleuderte das Tier in meinen Garten. Die Küken folgten wie am Schnürchen. Kaum waren sie drin, schlug ich das Gatter zu, flitzte auf die Veranda und schnappte mir ein Handtuch vom Geländer. Die Pistole ließ ich auf der Treppe liegen.

Als ich meine Patientin und ihre Küken zum Tierarzt fuhr, drangen entsetzliche Schreie aus ihrem Karton. Herzerreißende Notsignale. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und rief: »Halt endlich die Klappe, blöde Gans!«

Weil die Gans einen Namen brauchte, taufte ich sie Woman.

Im kalten Neonlicht der Tierarztpraxis wirkte sie irgendwie kleiner, wie sie so aus dem Karton hervorspähte, um den Mann zu mustern, der mir die Tür geöffnet hatte. Sie und ihre Küken kauerten geschlossen am Boden, ein atmendes Häufchen zerknickter Federn in der Dunkelheit. Ich trat zurück, damit der Arzt meine Fahne nicht roch, doch die gestrenge Miene, mit der er meine plumpen Einparkversuche und nackten, sandigen Füße taxiert hatte, ließ darauf schließen, dass er mich bereits entlarvt hatte. Also verschränkte ich die Arme und bemühte mich, trotz meiner beachtlichen Körpergröße nicht zu viel Platz in seinem beengten Untersuchungszimmer einzunehmen. Weil er mich offenbar noch nicht erkannt hatte, riskierte ich eine Bemerkung, während er das wild um sich schnappende Vieh aus dem Karton zog.

»Mit dem Fuß da kann sie nicht auftreten.«

»Jepp. Ist wohl gebrochen. Dieser Flügel auch.«

Unter seinen Händen fand die Gans zu ihrer normalen Form zurück, er fügte das fast völlig aus dem Leim gegangene Federvieh wieder zusammen, bis die beiden Füße wieder rechts und links unter dem ausladenden Balg herausragten und die Flügel flach an beiden Seiten anlagen. Der Vogel spähte mit gejagtem Blick aus den blanken Augen im Zimmer umher. Der Arzt tastete behutsam den Körper ab, hob ihren Schwanz und untersuchte das flauschige Hinterteil.

»Ich lass sie wohl am besten hier«, sagte ich und klatschte abschließend in die Hände, was das Tier zusammenschrecken ließ.

»Nun, das überlasse ich ganz Ihnen, Mr ...«

»Collins«, log ich.

»... ganz Ihnen, Mr Collins. Aber ich möchte Sie darauf hinweisen, dass wir keine kostenlose Behandlung anbieten.«

»Ach so. Das war mir nicht bekannt.«

»Nein, dazu fehlen uns die Ressourcen. Ohne Bezahlung können wir dieses Tier nicht versorgen.«

Ich kratzte mich am Kopf. »Aber ich habe sie nur gefunden.«

»Ja«, sagte der Arzt.

»Ich meine, sie gehört mir nicht.«

»Das sagten Sie bereits.«

»Also ist das nicht meine Gans.« Ich deutete auf Woman und bemühte mich nach Kräften, nicht zu lallen und das Missverständnis sachlich auszuräumen. »Und die auch nicht«, fügte ich hinzu, den Finger auf die Küken gerichtet. »Sie wurden ... wahrscheinlich ausgesetzt. Einfach irgendwo abgeladen. Kümmern sich Leute wie Sie nicht um ausgesetzte Tiere?«

»Leute wie ich?«

»Tierärzte.«

Er musterte mich eindringlich. »Diese Gans ist nicht in Australien beheimatet. Es handelt sich um eine Hausgans, *anser domesticus*. Die Spezies wurde eingeschleppt, daher werden sich die Wildhüter auch nicht um sie kümmern.«

»Was würden Sie mit ihr anstellen?«, fragte ich. »Wenn ich sie einfach hierließe?«

Der Arzt musterte mich erneut. Das Sirren des grellen Neonlichts erfüllte das Zimmer wie Gas.

»Meine Güte«, sagte ich schließlich. »Na gut. Das hier ist kein Wohltätigkeitsverein. Sie können nicht alle Tiere umsonst retten.« Ich zog meine Geldbörse hervor und befin-
gerte die roten und lilafarbenen Scheine. »Wie viel kostet es, eine zerbrochene Gans wieder zu flicken?«

»Viel, Mr Collins«, sagte der Arzt, während er den langen, schlanken Hals des Tieres fester drückte.

Siebenhundert Dollar später befand ich mich als frisch gebackener Besitzer einer Gänsefamilie zitternd und mit flauem Gefühl in der Magengegend auf dem Heimweg. Das Zittern war allerdings nicht dem Umstand geschuldet, dass ich jetzt nur noch neunundfünfzig Dollar besaß. Der Tierarzt hatte den Namen auf meiner Kreditkarte gelesen. Conkafey, nicht Collins. Ein ungewöhnlicher Name. Einen, den man nicht so schnell vergaß. Der noch vor einem Monat durch die nationale Presse gegeistert war. Seine Miene hatte sich verhärtet. Die Falten um seinen Mund waren tiefer geworden, dann hatte er den Blick gehoben. Das reichte. Ich hatte den Karton geschnappt und war verschwunden.

Diesen Blick hatte ich satt.

1

Ich war in meiner mittlerweile vertrauten Verandaecke an der Hauswand auf einer alten Decke eingeschlafen, als ein Schatten über mein Gesicht fiel. Erschreckt fuhr ich hoch und griff nach meiner Pistole, überzeugt, jemand wolle mich angreifen. Doch es war nur Sean.

»Was für ein trauriger Anblick«, sagte mein Anwalt. Die Morgensonne strahlte hinter seinem Rücken hervor.

»Sie sehen aus wie ein Engel«, sagte ich.

»Wieso schlafen Sie hier draußen?«

»Weil es herrlich ist.« Ich seufzte und streckte mich. Das war nicht gelogen. Es war traumhaft, die heißen Nächte unter dem Moskitonetz auf der Veranda zu verbringen. Donnerrollen in der Ferne. Lachende Kinder, die irgendwo am Ufer Lagerfeuer machten. Außerdem war die alte Decke fast so dick wie die Matratze in der Zelle.

Nachdem Sean sich vergeblich nach einem Stuhl umgesehen hatte, auf dem er sein feinbetuchtes Hinterteil hätte parken könnte, wählte er schließlich einen Platz auf der Stufe. Er stellte die beiden Pappbecher mit Kaffee und seine Tasche neben sich ab und wischte pingelig über den Holzboden. Der Mann hüllte sich stets in Seide, selbst hier im schwülen Cairns. Ich ließ mich neben ihm nieder und kratzte mich am Kopf, um richtig wach zu werden. Woman hauste mit ihren Küken in einem seitlich gekippten Karton in der Verandaecke, die Öffnung hatte ich mit einem Handtuch verhängt. Ihr lautes Fauchen ließ Sean herumfahren.

»Was ...?«

»Das ist eine Gans«, erklärte ich. »*Anser domesticus*.«

»Ach so. Ich dachte schon, Sie hätten sich eine Schlange zugelegt.« Die Hand des Anwalts wanderte zu seiner Krawat-

te, die er mit besänftigenden Bewegungen glattstrich. »Was zum Teufel machen Sie mit einer Gans?«

»Es sind mehrere Gänse. Ist 'ne lange Geschichte.«

»Ja, das überrascht mich nicht.«

»Was machen Sie hier? Seit wann sind Sie hier?«

»Seit gestern. Ich bin auf dem Weg nach Cairns, da wollte ich kurz vorbeikommen. Einer meiner Klienten hat sich abgesetzt. War wegen eines Sexualdelikts auf Bewährung frei, jetzt muss ich ihn überzeugen, mit mir zurückzukommen. Alle verschwinden Richtung Norden.«

»Wenn man was zu verbergen hat, versteckt man sich besser dort, wo's warm ist.«

»Ja ja.« Sean sah mich an. »Ich habe gute Neuigkeiten, Ted. Abgesehen von einem feinen Carepaket für meinen Lieblingsklienten überbringe ich hiermit die Nachricht, dass man Ihr Vermögen offiziell freigegeben hat.«

Mein weißhaariger Anwalt drückte mir eine Tüte mit Geschenken in die Hand: Bücher und diverse Delikatessen. Ich erzählte ihm lieber nicht, dass ich gar keinen Kühlschrank besaß. In seiner Tasche steckte ein fetter Umschlag vom Umfang eines Wörterbuchs. Er reichte mir einen Kaffee, herrlich duftend, allerdings nicht mehr heiß. Kein Wunder, denn der nächste Laden, in dem man Kaffee zum Mitnehmen bekam, lag mindestens zwanzig Minuten entfernt. Aber egal. Trotz der furchteinflößenden Formulare und des kalten Kaffees war ich hochofret, Sean zu sehen. Einundzwanzig Millionen Menschen in Australien hielten mich für schuldig. Nur ein Anwalt in feinem Zwirn tat das nicht.

»Ich nehme an, die Formulare sind von Kelly?«

»Anpassungen an die Scheidungsvereinbarung. Wieder mal. Wortklaubereien. Reine Hinhaltetaktik.«

»Man könnte fast meinen, sie will sich gar nicht von mir trennen.«

»Ich glaube eher, sie lässt Sie gern zappeln.«

Ich trank meinen Kaffee und blickte hinaus auf die Sumpflandschaft. Flach wie Glas lag sie da, die gegenüberliegenden Berge blau im Morgendunst.

»Und was ist mit ...?«

»Nein, Ted. Das Sorgerecht ist nicht eingeschlossen. Damit kann sie sich Zeit lassen.«

Ich strich mir übers Kinn. »Vielleicht sollte ich mir einen Bart wachsen lassen.«

Wir betrachteten den Horizont.

»Sehen Sie sich an«, sagte Sean plötzlich, »ich bin stolz auf Sie. Ein alleinstehender, gut aussehender Mann Ende dreißig, der noch mal neu anfängt. Sie haben ein Haus und sogar Haustiere, wenn auch ein paar zu viele. Sie stehen nicht schlechter da als die meisten anderen da draußen.«

Ich schnaubte. »Wer's glaubt, wird selig.«

»Ich mein's ernst. Sie haben die Chance auf einen Neube-ginn. Tabula rasa.«

Träum weiter, mein Freund.

»Sind das Wachgänse?«, fragte er auf einmal unvermittelt.

Zuerst wusste ich nicht, worauf er hinauswollte.

»Die Nazis benutzten Gänse, um ihre Konzentrationslager zu bewachen«, erklärte er.

»Tatsächlich?«

»Darf ich mal sehen?«

Ich machte eine Geste in Richtung Karton. Er näherte sich vorsichtig, ging in die Hocke und streckte die manikürten Finger nach dem Handtuch aus. Der Mann trug Socken mit Hahnentrittmuster. Wahrscheinlich aus Alpaka. Aus dem dunklen Versteck ertönte ein Kieksen. Sean lachte.

»Wow«, sagte er.

»Leben sie noch?«

»Sieht so aus.«

»Ich werde sie mästen und braten. Die Küken kommen aufs Brot.«

»Haben sie schon einen Namen?«

»Moment. Wie wär's mit Weiß, Sauerteig, Vollkorn, Mehrkorn.«

»Bevor es so weit kommt, kriegen Sie hoffentlich Ihren Hintern hoch.« Er setzte sich neben mich. »Suchen Sie Arbeit?«

»Nein, es ist noch zu früh.«

Die Gänseküken piepsten und raschelten im Karton herum. Krallen auf Pappe.

»Würden Sie mir einen Gefallen tun?«, fragte Sean.

»Kommt drauf an.«

»Treffen Sie sich mit einem Mädchen namens Amanda Pharrell. Sie wohnt hier im Ort.«

»Ich soll mich mit einem *Mädchen* treffen?«, fragte ich ungläubig.

Sean seufzte und lächelte beschwichtigend. »Mit einer Frau. Könnten Sie sich bitte mit dieser Frau treffen?«

»Wer ist das?«

Sean zuckte die Achseln. »Einfach eine Frau.«

»Wozu soll das gut sein?«

»Fragen über Fragen. Tun Sie einfach, was ich Ihnen sage. Sie wird Ihnen guttun, ganz einfach. Es geht nicht um eine romantische Bekanntschaft, sondern um ein harmloses Treffen.«

»Nichts Romantisches?«

»Nein«, sagte Sean.

»Was zum Teufel ist es dann?«

Sean lachte. »Meine Güte, Ted«, sagte er. Dann kam der altbekannte Spruch, den er auch gebracht hatte, als er mich auf die Verhandlung vorbereitete. »Ich bin Ihr Anwalt. Fragen Sie nicht, tun Sie's einfach!«

Ich schwieg.

Wir unterhielten uns noch eine Weile über seine Angelegenheiten in Cairns und die Dauer seines Aufenthalts. Sean schwitzte in seine Seidenhose. Die hinterhältige tropische Sonne, die sich durch die feuchte Luft herabstahl, hatte dem arglosen Mann aus Sydney bereits die Nase verbrannt. Nach nur einem Monat auf der Veranda mit gelegentlichen Ausflügen ins Einkaufszentrum, um meine Whiskyvorräte aufzustocken, war meine Haut schon tiefbraun. Das würde mir hoffentlich bei der Integration behilflich sein und dazu führen, dass in mir niemand mehr den Mann erkannte, der wochenlang die Titelseite des *Telegraph* geziert hatte. Diesen breitschultrigen, brutalen Kerl im Anzug, der mit gebeugtem Haupt und gefängnisbleich an der Tür zum Gerichtssaal stand. Ein Bart wäre auch nicht schlecht. Und Zeit. Davon hatte ich genug.

2

Ich hatte unzählige Erinnerungen. Und alle waren falsch. Nachträglich inszeniert, zusammengesetzt aus Bruchteilen, Anklageschriften, Zeitungsartikeln und dem, was man mir während der Untersuchungshaft zugeflüstert hatte. Einige Versatzstücke stammen sicher aus meinen Alpträumen – möglicherweise wirkte der herannahende Sturm gar nicht so bedrohlich, und ihre Augen waren nicht so groß und schön. Doch diese tragischen Momente haben sich mir mit nahezu surrealer Schärfe ins Gedächtnis gebrannt. Kein Produkt der Geschichte, sondern der Fantasie, gewoben aus vielen bunten Erzählsträngen. Nichts kann das Gespinst zerstören, selbst wenn sich einzelne Fasern nach Jahren zu

lösen beginnen und kleine Löcher aufreißen würden. Ich glaubte daran. Obwohl ich wusste, dass es nicht stimmte.

Sie stand am Straßenrand, auf exakt derselben Höhe wie die Leitpfosten, die sie kaum überragte. Sie war dreizehn, sah aber aus wie zehn. Das Mädchen war so blass und ihr Haar vom Licht der grellen Nachmittagssonne so hell erleuchtet, dass sie fast mit den Pfosten verschmolz wie ein weißer Wachposten am Rand des einsamen Highways. Zuerst sah ich sie gar nicht, sondern nur die Bushaltestelle und die Furchen, die die großen Fahrzeuge in die trockene Erde gegraben hatten. Ich verlangsamte mein Tempo und bog vom Highway in die Haltebucht ab. Das Mädchen stand nur zehn bis fünfzehn Meter von meinem Wagen entfernt.

Aus südlicher Richtung kam ein blauer Hyundai Getz und fuhr an uns vorbei. Am Steuer saß Marilyn Hope, 37, daneben ihre Tochter Sally, 14. Beide würden später aussagen, mein Wagen habe »plötzlich den Highway verlassen« und sei »direkt vor dem Mädchen« zum Stehen gekommen. Das sei um zwölf Uhr siebenundvierzig gewesen. Sally Hope könne den Zeitpunkt so genau benennen, weil sie just in jenem Moment auf die Uhr neben dem Tacho geschaut und errechnet habe, dass ihr noch dreizehn Minuten bleiben würden, um pünktlich zur Tanzstunde zu erscheinen.

Erst als ich ausstieg, entdeckte ich das blasse Mädchen am Straßenrand. Es sah mich an. Sein rosafarbener Rucksack lag am Boden neben ihm.

Wo kommt die denn auf einmal her?, war mein erster Gedanke.

Dieses nervige Geräusch muss aufhören, mein Zweiter.

Der bezog sich auf meine Angel, die während der Fahrt permanent gegen die Heckscheibe meines Corolla geklackert hatte. Ich öffnete die linke Fondtür, kletterte halb hinein, und zog Angel und Spinnerkasten über den Sitz zu mir

herüber, sodass der Griff in den Spalt zwischen Rückbank und Fahrersitz rutschte und die Rutenspitze die Scheibe nicht mehr berührte.

In diesem Moment passierte ein roter Commodore die Haltestelle. Der Fahrer Gary Fisher, 51, in nördlicher Richtung auf dem Highway unterwegs, war Zeuge Nummer drei. Bei der Befragung würde er zu Protokoll geben, mein Wagen habe mit geöffneter, linker Fondtür auf dem Seitenstreifen gestanden. Die offene Tür sei dem Mädchen am nächsten gewesen.

Auf dem Boden hinter dem Fahrersitz stieß ich zwischen allerlei Müll und Pappbehältern auf ein Erinnerungsschreiben meiner Kfz-Versicherung. Ich lag halb auf der Rückbank, als ich das blassgrüne Schreiben las.

Zu diesem Zeitpunkt war Michael Lee-Renalds, 48, mit seinem Lastwagen in südlicher Richtung auf dem Highway unterwegs. Zeuge Nummer vier. Wie Gary würde er später aussagen, er habe meinen Wagen mit geöffneter Fondtür neben dem Mädchen stehen gesehen. Ein großer, breitschultriger Mann, dessen Beschreibung auf mich passte, hätte halb auf der Rückbank seines Wagens gelegen.

Ich richtete mich wieder auf, stopfte das Schreiben in die Hosentasche. Dann sah ich das Mädchen an. Es beobachtete mich. Mittlerweile hatte Sprühregen eingesetzt und der auffrischende Wind zerstob die feinen Tropfen, die im Sonnenlicht um sie herumtanzten wie winzige goldene Insekten. Sie kickte im Schmutz herum, spielte mit dem Saum ihres dunkelgrünen Rocks, und wandte sich schließlich ab. Das Mädchen war ziemlich mager, daran erinnere ich mich noch am deutlichsten. Genau das hatte ich der Polizei bei den ersten Verhören immer wieder gesagt. Sie war mager, ja dürr, und blass. Was ich sonst noch wusste über das Mädchen, das mein Leben ruiniert hatte, stammte von den Pro-

zessfotos. Die großen Zähne kannte ich von den Aufnahmen »vor dem Angriff«. Daher wusste ich auch, dass sie beim Lächeln die Nase krauszog.

An diesem fürchterlichen Tag stand ich am Straßenrand und spähte zum Horizont, wo sich der Himmel über den Bäumen dunkellila verfärbt hatte.

»Gleich gießt's«, sagte ich.

Ein roter Kia, in südlicher Richtung unterwegs, fuhr an uns vorbei. Darin saßen die Schwestern Jessica und Diana Harper, vierunddreißig und sechsunddreißig Jahre alt. Zeugen Nummer fünf und sechs würden später angeben, sie hätten mich mit dem Mädchen sprechen sehen. Allerdings könnten sie keine genauen Angaben darüber machen, ob die Seitentür offen oder geschlossen gewesen sei. Es war zwölf Uhr neunundvierzig.

»Ja«, erwiderte das Mädchen.

»Kommt dein Bus bald?«, fragte ich.

»In einer Minute«, sagte sie lächelnd. Dabei zog sie die Nase kraus. Oder auch nicht. Ich weiß es nicht mehr.

»Dann ist ja gut«, sagte ich. Zwei weitere Fahrzeuge mit mehreren Zeugen fuhren an uns vorbei, die sich allerdings nicht einig waren, ob ich dem Mädchen mit der rechten Hand zum Abschied gewunken oder es zu mir hergewunken hatte. Die Zeugenbefragung zu diesem einen Punkt dauerte drei ganze Tage.

Am Ende einigte man sich darauf, dass ich vor der Fondtür gestanden und eine nicht klar einzuordnende Handbewegung gemacht hatte. Vor der Tür, die dem Mädchen am nächsten gewesen war.

Ich ging zur Fahrertür zurück, stieg ein, ließ den Motor an und fuhr davon. Warf keinen Blick zurück.

Um zwölf Uhr zweiundfünfzig kam der Bus. Das GPS-System des Fahrzeugs protokollierte den genauen Zeit-

punkt. Der Rucksack stand noch am Boden, darüber waren sich Fahrer und Fahrgäste einig.

Aber ein Mädchen sahen sie nicht.

An jenem Sonntagnachmittag wurde die am Rand des Highways bei Mount Annan auf den Bus wartende Claire Bingley verschleppt. Jemand fuhr mit ihr über mehrere Feldwege an Rinderfarmen und verlassenen Grundstücken vorbei zu einem nur fünf Minuten vom Highway entfernten Stück Buschland. Im dichten Unterholz wurde sie brutal vergewaltigt und dann so lange gewürgt, bis sie das Bewusstsein verlor. Der Angreifer muss sie für tot gehalten haben, doch das Mädchen, mit dieser manchen Kindern eigenen, unfassbaren Zähigkeit und Widerstandskraft ausgestattet, überlebte. Allen Widrigkeiten zum Trotz verharrte Claire mehrere Stunden reglos in der Dunkelheit, weil sie fürchtete, ihr Angreifer könnte zurückkehren. Es wurde Nacht und ein neuer Morgen dämmerte am Horizont. Irgendwann rappelte das Mädchen sich auf, stolperte aus dem Busch heraus und machte sich auf den Weg. Etwa zehn Kilometer südlich von der Stelle, wo sie verschwunden war, landete sie schließlich völlig verstört auf dem Highway. Es war sechs Uhr früh. Claire wurde seit elf Stunden vermisst.

Ein alter Mann, der sich auf dem Weg nach Chifley befand, wo er seinem Sohn beim Umzug helfen wollte, entdeckte sie, nackt und zusammengekrümmt auf dem Seitenstreifen. Ihr Gesicht war so blutverschmiert, dass er zunächst glaubte, sie trage eine rote Maske. Wegen der schweren Verletzungen am Kehlkopf konnte sie nicht sprechen, nicht beschreiben, was ihr zugestoßen war.

In den sozialen Netzwerken brach ein Sturm los, der sich schon am Vorabend, zwei Stunden nach ihrem Verschwinden, angekündigt hatte. In den Abendnachrichten wurde

über den Fall berichtet, das ganze Land wusste Bescheid. Claires Eltern sorgten dafür, dass alle Nachrichtensender die Meldung verbreiteten. Sie stellten eine Vermisstenanzeige mit Foto ins Internet, das Ganze wurde achthunderttausendmal geteilt, und sogar Menschen in San Francisco verfolgten das Geschehen. Claire sei entführt worden, sagten die Eltern, da seien sie sicher. Ihre Tochter würde nicht einfach davonlaufen. Ihr sei etwas Schreckliches zugestoßen. Die Eltern sollten recht behalten.

In den Kommentarspalten der sozialen Netzwerke war zum ersten Mal von einem Verdächtigen die Rede. Unter Claires Vermisstenfoto hatte jemand gepostet, er sei an jenem Tag auf dem Highway unterwegs gewesen. »Ich habe den Kerl gesehen«, schrieb er.

Dieser Kerl war ich.

3

Es regnete, als ich zum Laden lief. So war das manchmal in Cairns. Ohne Vorwarnung gab es einen Wolkenbruch, und das Wasser prasselte wie ein Kugelhagel auf einen herab. Es gab keinerlei Unterschlupf auf dem etwa sechs Meter breiten Feldweg, der sich kilometerweit zwischen den wie die Mauern einer verborgenen Stadt aufragenden, gelben Zuckerrohrfeldern hindurchschlängelte. Grashüpfer in allen erdenklichen Farben sprangen und tänzelten vergnügt über die heiße Erde. Hunderte Schwalben drängten sich auf durchhängenden Stromleitungen. Ich atmete die dampfige Luft ein und marschierte tapfer weiter, eine Stunde lang, den Blick auf die Wolkenmassen gerichtet.

Ich hatte Crimson Lake nicht bewusst als Versteck aus-

gewählt, sondern war einfach mit Sack und Pack aus Sydney Richtung Norden geflohen, getrieben von panischer Angst und der Überzeugung, in meiner Stadt um mein Leben bangen zu müssen. Ich wollte erst anhalten, wenn ich mich wieder in Sicherheit wähnte, an einem Ort, wo die Menschen mich nicht erkannten, so lautete mein Plan. Die fünf oder sechs Tage nach meiner Entlassung brachte ich damit zu, Journalisten zu entkommen, die mich von Hotel zu Hotel jagten, bis ich schließlich auf der Straße landete. Kelly hatte verfügt, dass ich das Haus nur in polizeilicher Begleitung betreten durfte, also nahm ich nach der Entlassung nur das Nötigste mit. Die Menschen in Sydney waren zornig. Jeder Fernsehkanal berichtete über mich. Jeder Radiosender. Mein Gesicht prangte auf den Titelseiten. Ich aß kaum. Wenn ich es doch wagte, mit eingezogenem Kopf in einen Imbiss zu flitzen, wurde ich meist erkannt. Irgendwann gab ich es auf.

In den Kleinstädten weiter nördlich wurde es etwas einfacher. Je abgelegener der Ort, desto geringer war das Interesse der Leute an fremden Angelegenheiten.

Als ich irgendwann in Crimson Lake aufschlug, stellte ich zu meiner Erleichterung fest, dass die Einwohner sich nicht nur einen feuchten Kehrriech um Nachrichten aus der Stadt scherten, sondern dass in dieser Kleinstadt offenbar die Zeit stehengeblieben war. Hier traf ich auf ein Stück karge Zivilisation im ständigen Kampf mit dem hungrigen Regenwald, der sie zu verschlingen drohte. Überall wucherte es, an den unmöglichsten Orten sprossen Flechten, rankten Kletterpflanzen. Entlang der Flüsse kauerten verfallene Häuser im Buschwerk, die leeren Türhöhlen wie gähnende Mäuler. Perfekt getarnt in ihrem üppigen Laubkleid, das sich über jeden Stein, jeden Holzbalken gelegt hatte, spähten sie aus dem Dickicht hervor. Hier war eine Stadt, in der

jede Schuld, die ein Mensch auf sich geladen haben mochte, mit der Zeit unter einer grünen Decke verschwinden würde. Die allgegenwärtige Feuchtigkeit, die regelmäßigen Regenfälle, die immer wieder anschwellenden Flüsse und Seen, die an den Straßenrändern nagten, vielleicht könnten sie auch Lebensgeschichten wegschleppen und die Menschen reinwaschen von ihren Sünden. Dieser Ort schien sich selbst verzehren zu wollen wie ein warmer, grüner Schlund. Ich konnte es gar nicht erwarten, mich hineinzustürzen.

Mein neues Heim fand ich am Ufer des Sees, nach dem der Ort benannt war und der sich wie ein glatter Spiegel in die verschlungene Vegetation der Feuchtgebiete schmiegte. Die Besitzer hatten das Haus geerbt, waren aber zu alt, um es selbst zu beziehen. So hatte es jahrelang leer gestanden. Damals, als der Makler mir das Anwesen zeigte, stand ich auf der Veranda und schaute über den See. Am fernen Ufer rodeten die Zuckerrohrfarmer ihre Felder, und die tief hängende Sonne kämpfte sich durch die Rauchschwaden. Ein rotes Auge im blutverschmierten Wasser.

Jetzt stand ich hier in meiner klatschnassen Jeans unter dem Vordach des nächstgelegenen Ladens und studierte die ausgehängten Handzettel und Kleinanzeigen. Geflügelfutter, Maschendraht. Ein mobiler Schlachter bot seine Dienste feil. Gitarrenunterricht und Poolreinigung, daneben eine sechs Monate alte Traueranzeige für eine Frau, die offenbar bei einem Unfall ums Leben gekommen war. *Teresa Miller, Mutter und Ehefrau, geliebt und unvergessen*. Die Ladenglocke schrillte über der Tür, als ich eintrat und mich an einem der alten, vergilbten Computer niederließ. Ganz in der Nähe lag ein Zeitungsstapel, den ich geflissentlich ignorierte.

Eine ganze Weile schlich ich wie eine Katze um den heißen Brei und unterdrückte den Drang, im Internet nach Amanda Pharrell zu suchen, die Frau, die ich Seans Meinung

nach unbedingt treffen sollte. Ich konnte mir keinen rechten Reim auf die Sache machen, wollte den alten Mann aber auch nicht zu eindringlich befragen. Sean und ich waren uns einig, dass eine romantische Beziehung zu diesem Zeitpunkt völlig absurd wäre. Wenn es sich also nicht um ein Date handelte, würde ich eigentlich lieber die Finger davon lassen. War diese Pharrell eine Art Therapeutin? Hatte man auch sie zu Unrecht einer Straftat beschuldigt, acht Monate ins Gefängnis gesteckt und danach einfach wieder ins Leben zurückgespuckt? Glaubte Sean, wir würden uns prima verstehen und darüber austauschen, wie wir in den Duschräumen ständig von Vergewaltigern bedroht wurden? War sie darauf spezialisiert, Sexualstraftätern Jobs zu beschaffen, bei denen sie nicht mit Menschen zu tun hätten, die sie wegen ihres Verbrechens lynchen wollten? Mir gefiel keine dieser Möglichkeiten. Ehrlich gesagt wollte ich am liebsten nie wieder was mit Fremden zu tun haben. Es war einfach zu gefährlich.

Am Ende siegte meine Neugier, und ich startete trotzdem eine Google-Suche. Auf der ersten Seite stieß ich nur auf Zeitungsberichte. Noch während ich sie überflog, machte ich mir weis, dass es mich nicht interessierte.

Tragischer Tod einer Schülerin

Eine Überlebende bei Tragödie am Kissing Point

Polizei jagt Killer von Kissing Point

Verdächtige im Mordfall Kissing Point festgenommen

Nachdem ich mir ein paar ausgewählte Artikel auf den Desktop gezogen hatte, starrte ich unentschlossen auf den Bildschirm mit den vielen kleinen Icons. Meine Erschütterung erklärte ich mir damit, dass ich die vielen großen

Schlagzeilen nicht gut vertrug. Dass es wohl eher an den fiesen Einzelheiten dieser entsetzlichen Geschichte lag, wollte ich mir nicht eingestehen. Das war mir alles zu vertraut. Jugendliche Unschuld. Gefängniszellen. Appelle an die Öffentlichkeit. Weinende Familien auf polierten Holzbänken. Als ich mir das Gesicht rieb, hörte ich neben mir Stühle knarren. Der vertraute Ledergeruch war mir schon in die Nase gestiegen, bevor ich die beiden Männer als Polizisten erkannte. Das Knarzen und Rasseln der Gürtel und Schnallen. Der Dickere von beiden, dem die Haare wie angeklatscht am Kopf klebten und in dunklen Zipfeln in die Stirn ragten, sprach zuerst.

»Man muss immer auf dem Laufenden bleiben, hab ich recht, Lou?«

Die beiden hatten ihre Unterhaltung offenbar schon draußen begonnen und setzten sie hier fort. Erleichtert klickte ich auf eine Sportseite.

»Da wirst du kaum was finden, Kumpel. Hier ist doch nichts los«, antwortete Lou. Sein Gesicht spiegelte sich auf meinem Bildschirm. Noch ein Fettwanst auf dem Weg zum Herzinfarkt. Jung, weiße Haut, glatt wie ein Babyppo.

»Na, so soll's auch bleiben, nicht wahr, Lou?«

»Klar, Mann.«

»Unsere Stadt soll schön ruhig und sicher bleiben.«

Mit Schweiß vermishtes Regenwasser rann mir warm über die Schläfe. Ich wischte mir übers Gesicht und klickte mich durch die Sportfotos. Betrachtete Kricketspieler, die mit hängenden Köpfen auf den Rasen starrten.

»Genau. Unsere kleinen alten Damen und schnuckeligen Kinderchen sollen glücklich sein und sich geschützt fühlen.«

»Und keine bösen Überraschungen erleben.«

»Ganz recht, Steve«, sagte Lou. »Besonders die Kinderchen.« Dann war das Spiel vorbei, und der Bulle sah mir di-

rekt ins Gesicht. Ich räusperte mich, schloss die Seiten über Amanda Pharrell. Eine hatte ich noch nicht gelesen. Die schickte ich an den Drucker und schloss sie hastig. Kurz verharrte ich auf der Stelle. Am liebsten wäre ich abgehauen, aber ich wollte das Haus nicht umsonst verlassen haben.

Killerin eröffnet Detektivbüro

Umständlich schlängelte ich mich an den Polizisten vorbei, warf ein paar Geldstücke auf den Tresen und schnappte mir den Ausdruck.

4

Wenn die Träume kommen, gibt es kein Entrinnen.

Morris und Davo umkreisen mich im beengten Verhörzimmer wie die Haie. Frankie steht im Türrahmen, den Blick auf die Fingernägel gerichtet, als gäbe es dort etwas Spannendes zu entdecken. Krampfhaft bemüht, mir nicht ins Gesicht schauen.

Meine Kollegen. Meine Freunde. Mit diesen Leuten habe ich im Garten vor meinem fettsatten Grill Bier getrunken. Gemeinsam haben wir Türen eingetreten. Sind durch Kneipen gezogen. Als Streifenpolizisten haben wir Protestkundgebungen bewacht. Frankie und meine Frau Kelly trafen sich gelegentlich zum Kaffee, standen in regelmäßigem SMS-Kontakt. Aber jetzt zogen diese Menschen einen langsamen Schlussstrich unter unser gemeinsames Leben. Ich saß auf dem Stuhl, auf der falschen Seite des Verhörtisches. Sie waren unruhig. Fühlten sich offensichtlich unwohl mit der Situation. Erschraken vor den eigenen Worten.

»Sagt mir doch endlich, was los ist«, flehte ich sie an.

»Sonntagnachmittag«, sagte Morris. »Mount Annan. Der Highway, kurz nach der Reifenwerkstatt. Um ungefähr Viertel vor eins bist du mit deinem Corolla da vorbeigefahren, richtig?«

»Ja. Hab ich doch schon gesagt.«

Mein Magen war schwer wie ein Felsklumpen. Seit drei Stunden saß ich nun schon hier, vielleicht auch länger, und beantwortete dieselben Fragen, wieder und immer wieder. Was hatte ich am Morgen des 12. April gemacht? Was hatten Kelly und ich zueinander gesagt? Worüber hatten wir uns gestritten? Wie lange? In welche Richtung war ich gefahren, als ich das Haus verließ? Was hatte ich auf dem Weg gesehen?

Es gab keine Uhr, doch ich spürte die Minuten vorüberkriechen. Zwei Minuten hatte Burke an meinem Schreibtisch gestanden, als er mir ausrichtete, der Chef wolle mich sehen. Zehn Minuten hatte ich allein im Vorzimmer gewartet, bis der Chef mich schweigend ins Verhörzimmer brachte. Eine Dreiviertelstunde hatte ich dort gesessen, und mich seufzend gefragt, wie lange dieser Scherz wohl noch dauern würde. Das Ganze ging mir langsam auf die Nerven. Eine Stunde erschien mir allerdings recht lang für einen Scherz. Der Tag stimmte zwar nicht, aber mein Vierzigster stand bald an. Vielleicht war jemand Wichtiges an meinem Geburtstag verhindert, und man hatte die Party einfach vorgezogen. Nein, das war's nicht. Wollte man mich etwa befördern? Ich saß allen Ernstes im Verhörzimmer und stellte mir vor, wie die anderen den Aufenthaltsraum mit Girlanden dekorierten und das Eis aus dem Gefrierschrank holten. Wie falsch ich gelegen hatte, wurde mir erst klar, als Frankie und Morris und Davo reinkamen, die Mienen todernst. So grimmig schauten sie auch drein, wenn sie Todesnachrichten überbringen mussten.

»Kann mir vielleicht jemand sagen, was hier los ist?«, fragte ich erneut. »Ich verstehe nicht, warum ich hier bin.«

»Warst du an dem Tag mit dem Auto unterwegs, ja oder nein?«

»Ja, war ich! Wie oft denn noch?«

»Du hast es niemandem geliehen?« Little Frankie, die sich erst vor ein paar Wochen abgewöhnt hatte, heimlich hinter den Spinden zu weinen, wenn ihr die Verbrecher bei Verhören mal

wieder zugesetzt hatten. Little Frankie, die lauter blaue Flecken hatte von ihrem übergroßen Polizeigürtel und dem riesigen Taser, der wie eine Wasserpistole an ihrem Oberschenkel baumelte. »Überleg dir die Antwort gut, Ted.«

»Nein«, sagte ich. »Sonntagnachmittag bin ich zum Angeln gefahren. Allein. Ich hatte mich mit Kelly gestritten und wollte keine Gesellschaft. Das Auto habe ich niemandem geliehen. Ich selbst bin damit gefahren und auf dem Weg auch durch Mount Annan gekommen. Mehr gibt's nicht zu sagen. Ich habe nichts verbrochen. Keine Ahnung, wann ich auf dem Highway war, vielleicht tatsächlich um Viertel vor eins, vielleicht um eins. Ich weiß es nicht! Es war Sonntag, deshalb habe ich nicht auf die Uhr geschaut. Wenn ihr mir sagt, was los ist, kann ich euch vielleicht helfen ...«

»Ted, du behauptest, du wärst angeln gefahren. Wir glauben dir nicht. Wir haben uns den Wetterbericht angesehen. Am Sonntagnachmittag hat es gepisst wie aus Eimern.«

»Stimmt doch gar nicht! Nach zwanzig Minuten hat es wieder aufgehört«, entgegnete ich. Mittlerweile war ich schweißgebadet. »Ich wusste, dass es wieder aufklaren würde. Das konnte man deutlich erkennen.«

»Klar. Du bist ja auch ein verdammter Meteorologe!«

»Meine Güte, Davo.«

»Deine Angelgeschichte haut nicht hin, Ted. Komm schon. Niemals bist du im strömenden Regen angeln gegangen.«

»Ehrlich gesagt ...«

»Ach, jetzt bist du also endlich ehrlich?«

»Es ging mir gar nicht ums Angeln.« Wie sollte ich hier nur wieder rauskommen?

»Worum denn dann, Ted?«

»Ich brauchte Abstand zu Kelly.« Wie peinlich! »Wir hatten uns gestritten, deswegen bin ich abgehauen. Irgendwohin, irgendwas machen. Egal was.«

»Also warst du ziemlich aufgebracht?«

»Meine Fresse!«, brauste ich auf. »Was geht hier ab?«

»Was hier abgeht, ist, dass du uns anlügst.«

»Wozu sollte ich lügen? Was ist passiert?«

»Du warst allein?«

»Ja.«

»Niemand hat dich gesehen?«

»Hab ich doch gerade gesagt.«

»Ich zeige dir jetzt ein paar Fotos.« Morris wuchtete sich aus dem Stuhl. Seine überbordende Energie war schwer zu ertragen, und ich zuckte zusammen, als er schwungvoll einen Umschlag aus dem Regal neben der Tür zog.

»Kann ich ...«

»Gehst du oft angeln?«

»Ich habe doch gerade erklärt ...«

»Beantworte die Frage.«

»Unterbrich mich nicht ständig!« Langsam wurde ich wütend. Meine Wangen glühten. Auf einmal war mir klar, dass dies kein Scherz, sondern bitterer Ernst war. Die Erkenntnis traf mich mit einer solchen Wucht, dass ich am ganzen Körper zu zittern begann, von den Fingern zu den Füßen. Mir wurde heiß und kalt. Morris, der mir ständig ins verdammte Wort fiel, reizte mich nur noch mehr. So redeten wir mit Verbrechern. Immer schon dazwischenfunken, sobald sie die Klappe aufrissen. Immer und immer wieder, bis sie schließlich hochgingen und dir am liebsten die beschissene Gurgel umdrehen würden, nur um endlich zu Wort zu kommen. »Ich versuche, deine Fragen zu ...«

»Hast du auf dem Weg nach Chifley irgendwo in der Nähe von Mount Annan am Highway Rast gemacht?«

»Nein. Ich habe das Haus verlassen und bin nach Chifley gefahren. Dort habe ich mir Köder besorgt. An einer Tankstelle.«

»Ich frage dich noch mal. Denk gut nach.«

»Wozu? An diesem Nachmittag bin ich nur nach Chifley gefahren. Hat es einen Unfall gegeben? Wurde jemand verletzt?«

»Wieso fragst du, ob jemand verletzt wurde?« Morris fuhr sich nervös mit der Fotokante übers Handgelenk, bis sich rosa Striemen bildeten. Vorgetäuschte Selbstmordnarben.

»Ich habe doch gerade ...«

»Hast du an der Bushaltestelle in Mount Annan gehalten?«

»Nein.«

»Das sehe ich anders. Ich behaupte sogar, dass du letzten Sonntag um circa Viertel vor eins an der Bushaldebucht in Mount Annan geparkt hast und aus dem Wagen ausgestiegen bist. Warum lügst du uns an?«

Das traf mich wie ein Schlag. Meine Reaktion war deutlich zu erkennen.

»O nein, warte mal. Ja! Ja, klar! Jetzt erinnere ich mich.« Ich lachte nervös auf.

»Willst du uns nun endlich die Wahrheit sagen?«

»Ich habe gehalten«, gab ich zu. »An dieser Bushaltestelle bei der Brücke. Stimmt. Meine Rute lag auf dem Rücksitz und hat ständig gegen die Heckscheibe geschlagen. Ich habe kurz angehalten und sie anders hingelegt, dann bin ich wieder eingestiegen und weitergefahren.«

»Also gibst du zu, den Highway um circa Viertel vor eins an der Haltestelle für die Linie 372 verlassen zu haben.« Davo und Morris tauschten ernste Blicke.

»Ja.«

»Das sind ja ganz neue Töne.«

Ich schlug auf den Tisch. Frankie zuckte zusammen.

»Was ist hier los, verdammte Scheiße?«

Morris legte ein Foto auf den Tisch. Es zeigte das Mädchen, Claire Bingley.

Schweißnass schreckte ich aus dem Schlaf.

Es war noch dunkel. Die Krokodile bellten.

Zweihunderteinundvierzig Tage lang saß ich im Gefängnis. Am Morgen meiner Verhaftung hatte ich meine Frau und meine kleine Tochter zum Abschied geküsst, war zur Arbeit gefahren, hatte mir in der Kantine Toast und Kaffee genehmigt und war anschließend mit der Rolltreppe zum dritten Stock des Hauptquartiers der Polizei von New South Wales an der Charles Street in Parramatta hinaufgefahren. Es war bedeckt. Eine leichte Brise fuhr den Damen auf dem Raucherbalkon durch die Haare. Es war genau eine Woche her, dass Claire Bingley nach ihrem Martyrium im Busch bei Mount Annan am Rand des Highways wieder aufgetaucht war. Ich hatte es in den Nachrichten gesehen, aber in meiner Abteilung hatte niemand darüber geredet. Ich arbeitete im Drogendezernat, und an diesem Morgen belauschte ich das angeregte Geplapper einer libanesischen Koksdealerbande, um herauszufinden, ob sie eine neue Ladung Drogen durch den Zoll schleusen würden oder nicht. Davo, Morris, Little Frankie und ich waren den Typen schon seit einiger Weile auf den Fersen, warteten aber noch auf den besten Zeitpunkt für eine Razzia. Die übliche Routinearbeit.

Der Kaffee und der Toast sollten meine vorerst letzte in Freiheit gekaufte Mahlzeit gewesen sein. Gegen zehn bemerkte ich, dass ein Raunen durchs Büro ging. Einige Kollegen sahen mich schief an. Um elf wurden Davo, Morris und Frankie ins Verhörzimmer Nummer fünf beordert. Ich fragte mich kurz, warum sie mich nicht mitgenommen hatten, doch ich hing am Telefon fest, also konnte ich der Sache nicht nachgehen. Kurz vor Mittag kam ein Kollege aus dem Betrugsdezernat zu mir. Der Chef wollte mich im Verhörzimmer Nummer vier sehen, ich solle dort warten. Warum, sagte er nicht.

Die Vernehmung dauerte vierzehn Stunden. In dieser Zeit konnte ich nichts essen. Davo, Morris und Frankie

machten den Anfang. Befangenheit spielte auf einmal keine Rolle mehr, denn meine Freunde reagierten so heftig auf die Situation, dass ihnen niemand entgegentrat, als sie ins Zimmer platzten und mich in die Mangel nahmen. Wahrscheinlich meinten alle, sie hätten ein Recht dazu. Nachdem ihre stundenlange Befragung keine befriedigenden Antworten zutage gefördert hatte, überließen sie mich den Jungs von der Mordkommission. Denn die waren zuständig. Meine Anklage: versuchter Mord. Die erste Nacht verbrachte ich hinter Gittern – in meiner Polizeiwache. Stundenlang stand ich vorm Schlitz in der Zellentür und versuchte, die Aufmerksamkeit meiner Kollegen zu erregen, damit sie mir vielleicht endlich sagen würden, was man mir vorwarf. Doch man hatte ihnen jeglichen Kontakt mit mir untersagt. In einem einzigen Tag war ich vom Freund zum Feind geworden.

Von dem Vorwurf der Vergewaltigung und des versuchten Mords an Claire Bingley wurde ich nie freigesprochen.

Das war besonders schlimm, denn für die Öffentlichkeit blieb ich ein Verbrecher. Sogar die Staatsanwaltschaft hielt die Beweislast für schwer genug, dass es für eine Verurteilung reichen würde. Dann wurde das Gerichtsverfahren plötzlich eingestellt, der Staatsanwalt erklärte, es lägen nicht genügend Beweise vor, um die Geschworenen von meiner Schuld zu überzeugen. Von Unschuld sprach niemand. Man setze das Verfahren bis auf weiteres aus, so lautete die offizielle Version. Sollten sich neue Beweise ergeben, könnte man es jederzeit wieder aufnehmen.

Ich hatte keine Ahnung, ob die Ermittlungen im Fall Claire Bingley andauerten, denn ich war kein Polizist mehr, und meine alten Freunde hatten den Kontakt zu mir abgebrochen. Jeden Tag erwachte ich mit der Furcht, man könnte mich erneut verhaften und wieder ins Gefängnis stecken.

Will man hinter Gittern überleben, bleibt einem nur eines: völlige Unterwerfung. Alles andere ist Zeitverschwendung und gefährlich für den Verstand.

Der Insasse hatte sich strikt an die Routine zu halten. Er hatte den Leitfaden für Insassen zu studieren und den Regeln zu folgen. Seine Zelle und Häftlingskleidung waren makellos sauber zu halten, alle seine Unterlagen ordnungsgemäß und pünktlich einzureichen. Der Umgang mit Personal und Mitgefangenen hatte höflich und professionell zu erfolgen. Sämtliche Situationen unterlagen den Anstaltsregeln, sei es Registrierung oder sexuelle Übergriffe. Es war also nicht nötig, eigene Entscheidungen zu treffen.

Sollte es zum Beispiel zu Prügeleien kommen, war völlig klar, wie sich der Gefangene zu verhalten hatte. Er legte sich umgehend auf den Boden, verschränkte die Hände im Nacken und wartete auf weitere Anweisungen. Während der regelmäßigen Inspektionen der Zellen hatte er still zu sein, den Anweisungen des Personals zu folgen, und alle persönlichen Gegenstände für die Inspektion zugänglich zu machen. Der Insasse hatte sich ständig über den neuesten Stand der Anstaltsregeln zu informieren und sein Verhalten entsprechend anzupassen. Unkenntnis schützte nicht vor Strafe.

Organisation vermittelte Geborgenheit. Es war bequem, keine Entscheidungen treffen zu müssen. Der Gefangene wurde zu einem Rädchen im Getriebe der stetig anwachsenden Gefängnismaschinerie. Er passte genau, drehte sich einwandfrei, ein Präzisionsprodukt.

Wer sich gehen ließ, brachte das Getriebe zum Knirschen und würde schon bald Funken schlagen. Es gab Menschen, die alles daransetzten, möglichst lange zu knirschen. Auf Dauer hielt das allerdings niemand durch.

Nach meiner Ankunft in Crimson Lake hatte ich mich gehen lassen. Ich war erst zwei Monate frei und schiss auf

Regeln. Also begann ich zu trinken, kaufte mir am Rand der Zivilisation eine Bruchbude und klinkte mich aus der Gesellschaft aus. Oft wusch ich mich tagelang nicht. Aß kaum etwas. Vergaß es einfach, bis mich der Hunger daran erinnerte. Ich strauchelte, taumelte. Doch nun war der Zeitpunkt gekommen, mit dem Mist aufzuhören. Die Umzugskartons auszupacken. Nicht mehr auf einer alten Decke auf der Veranda zu schlafen wie ein rüddiger Hund.

Ich saß im warmen Morgenlicht, zückte mein Handy und wählte die Nummer eines Möbelmarktes in Cairns.

Einen Fernseher bestellte ich nicht, denn ich wollte mich nicht sehen.

Unter dem Haus stieß ich auf einen verrosteten Rasenmäher, den die Besitzer mir hinterlassen hatten. Mit dem rückte ich dem Gras zu Leibe. Am Nachmittag war ich schweißüberströmt, die Gänse traumatisiert, aber der Rasen wimbledonreif. Ich ließ Woman auf der Veranda zurück und schnappte mir die Küken, die wie wild mit ihren Schwimmfüßen zwischen meinen feuchten Fingern herumpaddelten. Kaum hatte ich sie abgesetzt, watschelten sie munter pickend über den penibel geschorenen grünen Grast Teppich. Ich kehrte auf die Veranda zurück und versuchte, Woman den Kopf zu tätscheln. Sie hisste und schnappte nach mir, doch ich nahm's nicht persönlich.

Als dieser Tag zu Ende ging, besaß ich eine Waschmaschine, ein Bett, einen gefüllten Kühlschrank und ein nettes Rattansofa für die Veranda. Das war zwar nicht viel, aber mehr brauchte ich gerade nicht. Die Fenster zur Straße nagelte ich zu und fegte die Glassplitter auf. Die Gänse kuschelten sich zum Schlafen in ihren Karton. Ich ließ das Handtuch herab und betrachtete stolz mein Tagwerk. O himmlische Organisation. Ich hatte alle Regeln meines neuen Lebens erfüllt. Was sonst noch auf mich zukäme, würde ich sicher mithilfe des Leitfadens meistern.